

Der Schrei nach Geborgenheit

Autor(en): **Domenig, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **10 (1968)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555569>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Schrei nach Geborgenheit

Von Pfr. Hans Domenig

Am Heiligen Abend vor zwei Jahren brachte ein ausländischer Radiosender eine Reportage aus der Entgiftungsstation eines Krankenhauses. Das ist eine besondere Unfallabteilung, wo sie alle die hinbringen, die Selbstmord verübten oder verüben wollten, und wo die Ärzte versuchen, die Körper dieser Lebensmüden zu entgiften.

In gewöhnlicher Zeit herrscht dort ein Betrieb wie auf jeder andern Unfallstation. An einem Tag aber im Jahr werden weit mehr Selbstmörder eingeliefert als sonst – und zwar am Heiligen Abend. Nach Einbruch der Dunkelheit geht der Sturm los. Da rasseln die Telefone, ein Notruf jagt den andern, die Krankenwagen blitzen sich mit Blaulicht durch die weihnächtliche Stadt, und dann tragen die Wärter sie herein in die Station, die mit den vergifteten Lungen, die mit den Schlafpillen im Magen, die mit dem vielen Wasser im Körper und die mit den Kugeln im Kopf. Einige werden gerettet, andere nicht.

Neben vielen andern brachten sie an jenem Abend einen herein, der hatte die Lungen voll Gas, ein Siebzehnjähriger aus München. Als er außer Lebensgefahr und wieder zu sich gekommen war, fragte ihn der Reporter, warum er Schluß machen wollte mit dem Leben. Die Antwort war bezeichnend für viele junge Menschen unserer Zeit: «Niemand kümmerte sich um mich.» Der Vater lebte getrennt von der Familie, die Mutter war am Weihnachtsabend ausgegangen und hatte ihren Sohn allein gelassen. Und dieses Alleinsein hatte ihn derart in die Verzweiflung getrieben, daß er in der Wohnung alles kurz und klein schlug, Möbel, Vitrinen, Teller, Tassen, alles. Dann war er in die Küche gegangen und hatte den Gashahn aufgedreht.

Der Siebzehnjährige konnte die Last des Verlassenseins einfach nicht mehr tragen. Wo denn die Mutter hingegangen sei, bohrte der Berichterstatte weiter. Das wußte der Junge nicht. So wurde die Mutter gesucht. Die Polizei fand sie bei Freunden an einer Christbaum-Tanz-Party.

*

Moralisieren wir jetzt nicht! Dazu haben wir dieses Beispiel nicht erzählt. Wir wollen zunächst einfach einmal feststellen: Da ist auf der einen Seite eine Mutter, die flieht vor der Weihnacht. Das bedeutet, sie fürchtet sich vermutlich vor der Stille und der Selbstbesinnung. Vielleicht weil sie sich nicht eingestehen will, daß sie im Leben eine Zukurzgekommene ist, zukurzgekommen wenigstens nach dem, was ihr die Illustrierten und das Kino als erfülltes Leben vorträumen. Und auf der andern Seite eine frierende Kinderseele, die zum Selbstmord getrieben wird, weil sie – wie die Mutter – kein seelisches Zuhause hat.

Wir fragen: Ist das unsere Zeit? Leben wir im Jahrhundert der hungernden und frierenden Seelen? Droht uns das Zeitalter der Schlüsselkinder und babysittenden Fernsehgeräte? Das Zeitalter der erkälteten Herzen?

Unsere Spitzenleistung: Die zivilisierte Einsamkeit. Rekord an Jugendkriminellen und Selbstmördern. Je abendländischer der Staat, desto höher die Zahlen. Dabei hat man auf den Universitäten noch nie so gelehrt von Mitmenschlichkeit gesprochen wie gerade heute, ein Zeichen dafür, daß mit dieser Mitmenschlichkeit und überhaupt mit der seelischen Beheimatung nicht ganz alles in Ordnung ist.

Auch die heutige Kunst erdrückt uns immer wieder mit dem gleichen Thema: Der

verlassene Mensch im leeren Raum, nach Heimat schreiend, nach Geborgenheit und Wärme. Aber sein Suchen bleibt vergeblich. Die Schreie hallen von den Wänden zurück.

Erschütternd zeigt dieses Lechzen nach seelischer Wärme der schwedische Filmregisseur Ingmar Bergman in seiner Trilogie. Im ersten Film «Wie in einem Spiegel» sucht eine Wahnsinnige verzweifelt nach Gott. Aber statt Geborgenheit im Glauben findet sie Angst; denn sie kann Gott nur als eine gespenstische schwarze Spinne erleben, die ihr am Körper grausam hochkrabbelt.

Wenn es in Gott keine Geborgenheit gibt, dann vielleicht in der Nächstenliebe? So fragt Bergman im zweiten Film, «Die Abendmahlsgäste». Der Autor zeigt einen glaubenslosen Landpfarrer, der Nächstenliebe in sich sucht. Aber auch da ist tragisches Versagen: Er kann einfach nicht lieben, auch wenn er noch so gerne möchte. Er kann sein Ich nicht verschenken. Er bleibt gefangen im Kerker des eigenen Ich. Also eröffnet sich auch da keine seelische Heimat.

So scheint es nur mehr eine Möglichkeit tieferer Mitmenschlichkeit zu geben – die Sexualität. Diese grausame Konsequenz zieht der Regisseur im dritten Film, in seinem berühmt-berüchtigten «Schweigen». Zwei Frauen steigen während ihrer Eisenbahnreise in einem Hotel ab. Und was sie bei ihrem eintägigen Aufenthalt im Hotelzimmer erleben, das erzählt der Film. Aber – es gibt gar nichts zu erzählen; denn es geschieht nichts mit ihnen, weil sie völlig aneinander vorbeileben. Jede ist nur in ihr Ich vertieft, und jede ist grausam allein mit sich selbst. Dabei haben sie ein wildes Verlangen nach Intimität. Dieses zu stillen, geht die eine Frau auf die Straße, um durch wilde ehebrecherische Ausschweifungen Geborgenheit in einem Menschen zu finden. Aber sie findet dort keine Menschen, sie findet immer nur Sexualobjekte. Und weiter nichts. Weiter nur totale Einsamkeit, totales Zurückgeworfensein auf das Ich und damit Langeweile, erschütternde Langeweile. Soweit dieses Filmbeispiel.

Man ist hier versucht, mit den Worten, die

Gottfried Benn über den modernen Menschen sagt, fortzufahren: «Ausdrucks Krisen und Anfälle von Erotik; das ist der Mensch von heute, das Innere ein Vakuum.»

Trifft das nicht haargenau unser heutiges Leben? «Das Innere ein Vakuum.» Darum Flucht vor der Stille, Flucht vor dem Weihnachtsbaum. Seine Kerzen könnten Röntgenlichter sein, die leuchten in die innere Leere. Und diese Leere macht nervös. Somit Flucht in die Geschäftigkeit, Flucht in den Terminkalender, Flucht in die gemanagte Kurzweil eines überladenen Alltags. Doch – wir ahnen es – diese Kurzweil ist Kulisse. Dahinter gähnt der Abgrund des Nichts. Es ist eine Galgenkurzweil, eine in das Nichts hineingekünstelte Galgenkurzweil.

*

Zugegeben, die vielen Künstler und Deuter unserer Zeit, die die innere Heimatlosigkeit aufzeigen, legen den Finger auf eine sehr wunde Stelle. Aber – und nun kommt das große Aber – ihr Bild, das sie vom heutigen Menschen malen, ist doch wieder in manchem ein Zerrbild. Unsere Welt besteht nicht nur aus kontaktunfähigen Sexualobjekten und Vakuumfiguren, sondern auch aus Menschen, die zu echter Menschlichkeit fähig sind. Und unsere Welt hat nicht nur ganztätig arbeitende Mütter und geldraffende Väter ohne Familiengefühl hervorgebracht, sondern sehr viel mehr Eltern, die wirklich noch Väter und Mütter sind und die ihren Kindern echte Heimat und Geborgenheit schenken.

Wir lesen in den Zeitungen von den jugendlichen Prototypen innerer Heimatlosigkeit, von löckchenbrennenden Beats, von verlausten Gammlern, von wirrbärtigen Provos oder gar von Jugendkriminellen und denken dann mit Seufzen: «Ja ja, die heutige Jugend.» Diese Verwahrlosten sind nicht die heutige Jugend. Sie sind Außenseiter, Schlagzeilenhelden, von denen man viel zu viel spricht und deretwegen man die vielen andern jungen Menschen übersieht, die sich mit Schweiß und Ausdauer ihre Zukunft aufbauen. Sicher

sind diese viel zahlreicher als die pilzköpfigen Heroen der Schlagzeilenpresse.

Die Frage ist jetzt nur die, ob sie auch in fünfzig Jahren noch zahlreicher sein werden. Natürlich hängt das von den Eltern ab. Da aber erscheint manches in dunklerem Lichte.

Ein Jahr ist vergangen, seit das letzte Bündner Jahrbuch erschien. Wahrscheinlich sind es seither wieder einige Mütter mehr, die ganztägig ihrer Auswärtsarbeit nachgehen auf Kosten der Kinder, und vielleicht ein paar Väter mehr, die fast Tag und Nacht hinter einer einträglichen Arbeit herkeuchen auf Kosten des Familienlebens. Vielleicht auch haben wir als Eltern selber feststellen müssen, daß wir wieder ein klein bißchen weniger Zeit für unsere Kinder hatten, um ihnen die nötige Nestwärme zu spenden. Vielleicht auch haben wir ihnen dieses Jahr wiederum ein bißchen weniger an Kultur, an Naturempfinden, an Nächstenliebe und vor allem an religiösem Erleben auf ihren Lebensweg mitgegeben.

Genau da aber liegt der Schwerpunkt des Problems, denn gerade diese Werte schaffen einem jungen Menschen bleibende seelische Heimat, eine Heimat, die großenteils nur das Elternhaus vermitteln kann. Gewiß, diese Werte sind in vielen Elternhäusern nur ein bißchen vernachlässigt worden, aber dieses bißchen genügt für die sinkende Tendenz. Und wenn es in nächster Zeit nicht so etwas wie eine Elternrenaissance gibt, ein Wiedererwachen elterlichen Verantwortungsbewußtseins, dürfen wir nicht allzu übermütig in die Zukunft blicken.

*

Aber nicht nur eine Elternrenaissance, sondern auch ein Wiedererwachen und eine Vertiefung des inneren Glaubenslebens wäre ein dringendes Gebot der Zeit. Denn von all den Erlebniswerten, die dem Menschen Geborgenheit spenden, ist der Glaube der stärkste. Während des Koreakrieges wurden viele westliche Soldaten, die in kommunistische Gefangenschaft gerieten, einer Gehirnwäsche unterzogen. Nach ihrer Entlassung und Rückkehr in die Heimat konnten sie erst nach einer

langwierigen psychologischen Nachbehandlung in ihre frühere Umgebung zurückfinden. Drei Personentypen jedoch ließen sich von der Gehirnwäsche absolut nicht beeindruckten. Souverän ließen sie die psychische Abstumpfungsprozedur über sich ergehen und blieben in ihrer Persönlichkeit das, was sie früher waren. Zu diesen drei Typen gehörten erstens die Neger, zweitens die Sektierer und drittens die ernsthaft engagierten Christen. Die Neger blieben, so vermutet man, wegen ihrer unverbrauchten Lebenskraft unempfindlich, die Sektierer wegen ihrer durchtrainierten Schwerhörigkeit für fremde geistige Einflüsse. Die dritte Gruppe aber, die ernsthaften Christen, waren in ihrer seelischen Heimat derart tief geborgen, daß die brutalen Wasser der Gehirnwäsche wirkungslos an ihrem Äußeren abliefen.

Das zeigt deutlich, daß der Glaube die stärkste Antwort auf unser Problem, auf das Suchen nach Geborgenheit gibt. Solche Glaubensgeborgenheit ist für unsere Zeit darum notwendiger denn je, weil auch wir westlichen Menschen – und vor allem unsere Jugend – dauernd einer Art heimlicher Gehirnwäsche ausgesetzt sind, nämlich der gar nicht so harmlosen Gehirnwäsche der Reklame, der Sensationspresse, des Kinos, des Fernsehens.

So sehen wir, daß wir für unsere Zukunft Menschen brauchen, die unbeirrt ihre Glaubenswege gehen, Menschen, die in Gott ihre Heimat haben und seelische Wärme ausstrahlen. Goethe schrieb: «Alle Epochen der Welt- und Menschengeschichte, in denen der Glaube herrscht, waren glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt, während die Perioden des Unglaubens ein kümmerliches Dasein fristeten.»

Ob wir jetzt in einer Epoche des Glaubens oder des Unglaubens leben, ist schwer zu sagen. Eins aber wissen wir, nämlich daß wir Heutigen uns für Gott öffnen sollen, so gut wir können, daß wir uns von seiner Kraft durchdringen und durchströmen lassen sollen. Wenn wir es nicht tun, wird unsere Zukunft eine Periode des Unglaubens sein, die «ein kümmerliches Dasein fristen» wird.